

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum
Hausfreund für den goldenen Grund,
 Würgefer Zeitung und Erbacher Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei von W. Ammelung in Camberg.

Die Wirtin vom „Goldenen Löwen“.

Novelle von Wolfgang Kemter.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

An den Abenden war es jetzt im „Goldenen Löwen“ recht still. In der Bauernstube saßen höchstens nur zwei, drei Männer, qualmten aus ihren Pfeifen und tranken ihren Wein; in der Herrenstube war auch nicht viel los. Nur am Eßtische saßen Abend für Abend der Herr Pfarrer, der Lehrer, der Vorsteher und dann und wann auch der alte Talarzt, der seinen Wohnsitz in einem größeren Nachbardorfe hatte, wenn er um diese Zeit gerade im Orte war. Dann setzte sich auch Rosl zu den Herren, und ihr ganzes Gespräch galt natürlich dem Kriege und den Zeitläuften.

Der Pfarrer und der Lehrer hatten sich gemeinsam eine große Tageszeitung angeschafft, auch der Doktor zeigte sich stets gut unterrichtet, und so konnte man hier am Stammtische immer das Neueste erfahren.

Die Herren waren ganz begeistert, als die Nachrichten von den großen Siegen kamen, aber dann wurde allmählich ihre Stimmung immer gedrückter, und mit ernstern Mienen beredeten sie die jüngsten Ereignisse.

„Hochwürden, steht es denn so schlecht in Galizien?“ fragte Rosl eines Abends, als sie zum Stammtisch trat. Sie stellte dem Vorsteher, der soeben gekommen war, sein Viertel Wein hin und setzte sich zu ihren Gästen. Angstlich und gespannt waren ihre Augen auf den Pfarrer gerichtet.

„Warum?“ fragte dieser zurück.

„Ich denke es mir“, antwortete Rosl.

„Ihr Herren macht seit Tagen so ernste Gesichter, und Herr Doktor Mayrhofer hat gestern abend nicht einen einzigen Witz hören lassen.“

Der Pfarrer, der Lehrer und der Vorsteher mußten lachen; dann sprach der gemütliche alte Geistliche, der seinen Pfarrfindern wie ein Vater war, indem er begütigend seine Hand auf Rosls Arm legte: „Nein, Rosl, das ist nicht der Fall. Nur nicht gleich ängstlich sein. Freilich schwer haben sie es, unsere Helden da oben. Nicht zum sagen schwer. Die ganze ungeheure Russenmacht haben sie auf sich gezogen, um Deutschland zu entlasten, das einstweilen den größten Teil seiner Truppen gegen die Franzosen und Engländer braucht. Und die Russen haben Menschen, Menschen in ungeheurer Zahl. Mit zehn- und fünfzehnfacher Übermacht stehen sie unseren Soldaten gegenüber. Schießen die Unseren ein russisches Regiment über den Haufen, im nächsten Augenblicke stehen fünf, sechs andere an seiner Stelle. Der Aussenberg hat zurück müssen, dann auch der Danfl. Schade, sie waren so gut im Zuge. Aber die Übermacht, die gräßliche Übermacht! Wir werden wohl Galizien zum größten Teile räumen müssen. Armes Land! Wie die Zarenhorden da haufen werden. Danken wir Gott, daß der Krieg wenigstens unserem Lande fern bleibt; wir werden auch Opfer bringen müssen, an Blut und Gut, aber

von den Kriegsgreueln bleiben wir verschont.“ Der Lehrer und der Vorsteher stimmten dem Pfarrer lebhaft bei. Da hörte man draußen einen Wagen vorfahren.

„Ah, der Medikus kommt heute auch noch“, rief der Pfarrer.

Wenig später betrat Doktor Mayrhofer, ein älterer, beliebter Herr mit breitem, rotem Gesicht, in dem zwei helle Augen hinter scharfen Brillengläsern blitzten, das Zimmer.

„Guten Abend beisammen! Frau Rosl, einen Gesprißten, mehr Wasser als Wein.“

Rosl erhob sich rasch und ging zur Schenke.

„Sie waren wohl beim Niederegger?“ fragte der Pfarrer.

Doktor Mayrhofer nickte. „Ist nicht mehr viel zu hoffen. Das Herz tut nicht mehr mit. Zwei, drei Wochen im besten Fall. Seine drei Buben sieht er jedenfalls nimmer.“

„Herr Doktor, es wird wohl mancher seine Buben nicht mehr sehen, er muß deswegen nicht sterben“, meinte der Vorsteher.

„Da haben Sie freilich recht. Da oben ist es böß hergegangen, und auch unsere Edelweißbuben haben für Kaiser und Reich geblutet. Die Verluste sollen unerwartet groß gewesen sein. Die Mehrzahl allerdings leicht verwundet, verhältnismäßig sehr wenig Tote. Nichts vom Balthasar?“

Rosl verneinte und fast wollten ihr die Tränen in die Augen treten, aber Doktor Mayrhofer tröstete sie gleich.

„Nicht den Mut verlieren, Frau Rosl, sage ich allweil; nicht jede Kugel trifft, und zum Schreiben werden die Leute wenig Zeit haben.“

„Aber so eine kleine Feldpostkarte wäre doch bald geschrieben“, meinte Rosl. „Wenn man nur wieder ein Lebenszeichen hätte.“

„Wird schon kommen“, sprach der Pfarrer. „Nur ein bißchen Geduld muß man haben. Da oben geht es mit der Post nicht so schnell. Überdies werden die Leute oft zu müde sein, um noch zu schreiben.“

Mit Herzklopfen und täglich wachsender Angst erwartete Rosl jetzt immer den Landbriefträger. Nun waren es schon bald drei Wochen, seit Balthasar von Lemberg geschrieben hatte, und seitdem hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Jedoch auch die anderen Soldaten vom Dorfe schrieben nicht. Diese quälende Ungewißheit legte sich selbst auf die Nerven dieser urgefunden Bauersleute. Die Kriegsandrachten, die der Pfarrer allabendlich abhielt, waren gut besucht, und vom tiefsten Herzen kommend stiegen heiße Gebete zum Himmel auf.

Da elektrifizierte eine Nachricht die hartenden und arg bangenden Leute.

„Der Franz vom Vorsteher hat geschrieben!“

Das halbe Dorf eilte ins Vorsteherhaus. Die rote Karte ging von Hand zu Hand. Doch war sie schon vor vierzehn Tagen geschrieben. Solange hatte sie gebraucht, bis sie ins heimatlische Tal kam. Heiße Kämpfe hätten sie hinter sich, schrieb der Franz, aber die Russen tüchtig gehaut. Beim ersten Sturme sei der Vinzenz Maier, der Knecht vom Oberwalder, gefallen. Sonst



General Brusilow,

Oberkommandierender der russischen Südwestfront.

war kein einziger Name genannt. Etwas enttäuscht, aber doch nicht ohne Hoffnung, verließen sich die Leute.

Nun kamen wieder Nachrichten von diesem und jenem; einzelne schrieben schon aus Spitälern, in die sie verwundet gebracht worden waren. Rosl aber wartete umsonst. Tag für Tag. Ihr war so schwer und bang und sie wurde immer ängstlicher. Das Herz trampfte sich ihr zusammen bei dem Gedanken, daß von Balthasar nie mehr eine Zeile käme, daß sie ihn nimmer wiedersehen sollte. Sie hatte viel Zeit, solchen düsteren Gedanken nachzuhängen. Das Geschäft ging schlecht. Die kleine Bauernschaft, die auch zum „Goldenen Löwen“ gehörte, betreute ein alter Knecht und eine Magd; im Hause selbst waren auch zwei weibliche Diensthöten tätig. Die Kellnerin war bei Kriegsausbruch ausgetreten und seitdem bediente Rosl ihre Gäste selbst. Man mußte sparen an allen Enden und Ecken bei diesen schlechten Zeiten. Das Haus aber verließ sie nur selten, sie wollte sich nicht auf die Diensthöten verlassen; so kam sie wenig in die Mühle, zu Vater und Mutter. Aber die Schwester, die auf der Mühle verheiratet war, deren Mann einmal das väterliche Anwesen übernehmen sollte, da der Müller keine Söhne hatte, der aber jetzt auch in Galizien stand, war oft am Nachmittage mit ihren Kindern bei der Rosl. Dann sprachen die beiden Frauen von ihren Männern, und da auch die ältere von ihrem Manne seit Wochen keine Nachricht hatte, suchten sie sich gegenseitig zu trösten; aber es gelang ihnen immer schlechter, je mehr Leute im Dorfe von den fernen Söhnen und Männern Nachricht bekamen. Die Trostgründe waren zu schnell erschöpft, und dann geschah es wohl, daß die beiden Frauen, die mit irgendeiner Handarbeit beschäftigt waren, diese in den Schoß sinken ließen und still vor sich hinweinten.

Am Sonntage nach dem vormittägigen Gottesdienste war die Bauernstube im „Goldenen Löwen“ immer voll. Da tranken die Kirchgänger, auch die Leute von den Einödhöfen, ihren Schoppen, und um diese Zeit erschien auch Rosls Vater, der alte Müller. Sonst ging der sparsame Mann nie ins Gasthaus, und das hatte sich auch nicht geändert, als seine Tochter Löwenwirtin geworden war.

An einem Sonntag anfangs Oktober betrat der Müller zur gewohnten Zeit die Bauernstube im „Goldenen Löwen“. Kaum hatte er sich an einem der Tische niedergelassen, da eilte die Rosl herbei und begrüßte den Vater.

„Grüß Gott, Rosl“, sprach der alte Mann. „Du, der Sepp hat gestern geschrieben.“

Sepp Innerkofler war Rosls Schwager.

„Wirklich, Vater!“ rief die Wirtin erfreut. „Wird sich die Marie gefreut haben. Was schreibt er denn?“

„Nicht viel. Daß es ihm gut geht und daß er gesund und wohllauf sei. Höllich schwere Kämpfe hätten sie fast ununterbrochen und wenig Zeit zum Schreiben. Gäbe es einmal Ruhe, dann seien sie todmüde und zu nichts mehr, kaum zum Essen aufgelegt. Die Marie wollte uns schon verzweifeln. Ich habe immer gesagt, Geduld müssen wir haben. Das läßt sich nicht erzwingen. Da, ich habe die Karte mitgebracht, es steht zwar sonst nichts darinnen, aber du kannst sie selber lesen.“

Er reichte der Tochter die Feldpostkarte. Als sie Rosl durchgelesen hatte, fragte ihr Vater: „Vom Balthasar noch nichts?“

Da stürzten Rosl die Tränen in die Augen, sich rasch abwendend antwortete sie mit gepreßter Stimme: „Noch nicht, Vater. Vielleicht ist er schon tot.“

Sie eilte davon, da sie ihre Bewegung nicht mehr meistern konnte; bekümmert sah ihr der Müller nach. Ein großes Kreuz war über die Menschen gekommen.

„Hat er noch nicht geschrieben, der Löwenwirt?“ fragte ein Bauer, der neben dem Müller saß.

Ignaz Oberhuber verneinte.

Da meinte der andere: „Von meinen zwei Söhnen weiß ich auch nichts.“

Ein kleiner Hoffnungsschimmer drang in die bekümmerten Herzen, als man erfuhr, daß bei den gewaltigen Kämpfen in Galizien gegen die russische Übermacht viele kleinere Abteilungen zerstreut wurden und dann in Gefangenschaft gerieten.

Von dort konnten sie freilich nicht so schnell Nachricht geben.

Ein trüber, düsterer Nachmittag gegen Ende Oktober. Im „Goldenen Löwen“ war nicht ein einziger Gast. Rosl saß in der großen Wirtsstube am Fenster und besserte Wäsche aus. Draußen vor dem Hause und drinnen in dem Hause herrschte eine fast unheimliche Stille. Nur drüben, dem „Goldenen Löwen“ gegenüber, hatte ein alter Bauer vor seiner Scheune Holz. Das war aber auch das einzige Geräusch, das diese Stille unterbrach. Rosls Gedanken waren nicht bei der Arbeit. Sie waren, wie immer, auf den Schlachtfeldern Galiziens.

Immer noch nichts vom Balthasar. Lebte er noch? War er gefangen, schwerverwundet, oder ruhte er schon in der Erde jenes fernen Landes?

„Allmächtiger“, bat das gequälte Weib, „gib mir bald Gewißheit: nur Gewißheit, ich ertrage es nicht länger.“

Da wurde die von dem Flur hereinführende Tür geöffnet. Rosl hatte, ihren Gedanken nachhängend, keine Schritte draußen gehört; erst das Öffnen der Tür weckte sie aus ihrer Versunkenheit. — Jetzt sah sie auf und erhob sich erstaunt im nächsten Augenblicke.

Dort auf der Schwelle stand ein Soldat, ein verwundeter Soldat. Eine große, hagere Gestalt. Uniform und Mantel trugen die Spuren des Krieges, waren nur oberflächlich gereinigt und ganz verwettert. Kopf und Stirn des Soldaten waren verbunden. Auf dem Verbände saß etwas schief die blaue Mütze. Das Gesicht war blaß und von einem mächtigen, dunklen Vollbart eingerahmt. Über dem Wesen und der Haltung des Verwundeten lag etwas Gedrücktes, fast Scheues und Zögerndes, und in seinen Augen ein Ausdruck von Qual.

Rosl war auf den Soldaten zugegangen, da sprach dieser: „Grüß Gott, Rosl. Du erkennst mich wohl nicht?“

Da schrie Rosl auf: „Um Gotteswillen! — Christian, du bist es? Nein, bei allen Heiligen, ich hätte dich nicht erkannt. Der große Bart. Du bist verwundet? Doch komm, setz dich. Kommst du von der Station? Zu Fuß?“

So richtete sie im Übermaße der Freude und Überraschung Frage um Frage an den Mann, nötigte ihn, Platz zu nehmen, eilte dann davon, um bald darauf mit Speise und Trank zurückzukehren, setzte das ihrem Gaste vor und bat ihn, recht wader zuzugreifen, er werde müde und hungrig sein.

Das war Christian Reimer. Er aß mit sichtlichem Genuße,



Der mexikanische Bundespräsident Carranza.



Die Reste einer starken französischen Verteidigungsstellung in dem von den siegreichen deutschen Truppen erstickten Werk Thiamont.



Die erste fahrbare Speiseanstalt in Dresden, welche kürzlich dem Betrieb übergeben wurde.
Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

und der gute Etschländer schmedte ihm ausgezeichnet, denn in kurzer Zeit hatte er den Halbliter geleert, und Rosl beeilte sich, aufs neue einzuschenten.

„Ich und trink und nochmals grüß Gott daheim.“

Jetzt kam Christian Reimer dazu, Rosls Fragen zu beantworten.

„Ich bin schon seit sechs Wochen in Innsbruck im Spital. Zwei Wochen war ich in Kratau. Eine Schrapnellhülle hat mich am Kopfe getroffen und die Kopfhaut zerrissen. Dem Knochen hat's nichts getan, aber es hat mich höllisch hingeschlagen und vierundzwanzig Stunden bin ich auf freiem Felde gelegen. Dabei habe ich viel Blut verloren, darum war ich so schwach. Jetzt geht es mir wieder gut. Die Wunde heilt schön und Schmerzen habe ich keine mehr. Habe vier Wochen Verwundetenerlaubnis bekommen, den ich bei meinem Väschen in Sterzing verbringe. Dann komme ich wieder zum Regiment. Heute habe ich mir denkt, mußt auch wieder einmal da hereinschauen. Was sie machen daheim.“

So berichtete Christian Reimer in hastigem und eiligem Tone. Saß reichte sich an Saß, als wollte er jede Zwischenfrage seines Gegenübers unmöglich machen.

Aber endlich war er doch zu Ende. Während ihm Rosl wieder das Glas voll schenkte, tat sie die Frage, die ihr gleich, als sie Christian erkannt hatte, auf den Lippen schwebte, die sie aber bis jetzt aus einer unerklärlichen Scheu zurückgehalten hatte. „Christian, weißt du nichts vom Balthasar? Seit bald neun Wochen hat er nicht mehr geschrieben. Ihr seid ja in derselben Kompagnie gewesen.“

Jäh schob Christian Reimer den Teller zurück, griff nach dem Glase, hob es, stellte es gleich wieder auf den Tisch und antwortete mit derselben hastigen, fast heiseren Stimme: „Der Balthasar und ich, ja wir haben uns in Brigen getroffen. Sind derselben Marschkompagnie zugeteilt worden

und waren immer beisammen. Auf der ganzen Fahrt, auf dem Marsche in Galizien bis . . ., aber jetzt bin ich schon acht Wochen von der Kompagnie weg. Dazwischen ist viel passiert, davon weiß ich nichts. Der Balthasar, ja, er hat viel heim gedacht, fast . . .“ da verstummte Christian Reimer plötzlich und sah mit seltsam starren Augen zum Fenster hinaus.

Schon aber war Rosl aufgesprungen, alles Blut drängte sich ihr zum Herzen, sie war ganz blaß, und eine rasende Angst hatte sie erfaßt. Ihr war die Hast und Unruhe Christian Reimers nicht entgangen, und sie zitterte vor Schreck und banger Ahnung.

Christian aber saß wie erstarrt, die Zähne im heftigsten Schmerze aufeinandergepreßt. Da legte sich die weiche Frauenhand, die er einst fürs Leben erringen wollte, auf seine Schulter, und während in der Stimme die tödliche Angst bebte, fragte Rosl: „Christian, um Gottes willen, was ist's mit Balthasar? Du weißt etwas von ihm, Christian?“

Da sprach der Mann mit tonloser Stimme, während sein Blick immer noch durchs Fenster auf die Straße ging und die Frau vor sich nied: „Rosl, mußt nicht so erschrecken. Es ist höllisch scharf hergegangen da oben; die Russen haben verurteilt auf uns geschossen, manchen hat es getroffen.“

„Christian!“ schrie Rosl auf. „Christian, ist es wahr? Ist Balthasar tot?“

Da sank der Kopf des Mannes auf die Brust und leise antwortete er: „Rosl, er ist schon am 26. August in meinen Armen gestorben.“

Wie erstarrt stand das arme Weib. Die Hände drückte es auf die wogende Brust, das Herz drohte zu zerspringen. Vor den Augen wurde es Rosl schwarz und sie schwankte. Mit den Händen erfaßte sie eine Sessellehne, aber nur mühsam hielt sie sich aufrecht. So stand sie eine geraume Zeit und starrte mit trockenen Augen vor sich hin.

„Tot!“ murmelten ihre blassen Lippen. „Tot!“

Endlich löste sich die Starre.

„Balthasar!“ schrie Rosl auf, ließ sich auf den Stuhl fallen, schlug die Hände vors Gesicht und brach in fassungsloses, herz-



Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Dieses Bild zeigt die Müheligkeiten, die unsere heldenmütigen Bundesgenossen bei der Verfolgung des Feindes auf den unwegsamen, schneebedeckten Gipfeln der Dolomiten zu überwinden haben.

zerreißendes Weinen aus. Ein furchtbarer Sturm des Schmerzes durchtobte und schüttelte den Körper der Frau.

Dart daneben saß Christian Reimer; seine Augen waren ohne jeden Glanz und sein Gesicht war so weiß wie das Linnen seines Verbandes. Die dem leidenschaftlichen Schmerzensausbruche stand er ohnmächtig gegenüber; er wußte kein Wort des Trostes.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitvertreib

Die Gewalt einer Nadel.

Wir überreichen einem unserer Freunde ein Pfennigstück und eine Nähnadel. Mit dieser Nähnadel soll er nun das Pfennigstück durchbohren. Wenn wir auch dazu auffordern, stets werden wir hören, daß derartige ein Ding der vollkommenen Unmöglichkeit ist. Es bleibt somit nichts übrig, als zu zeigen, daß die Sache doch möglich ist. Zunächst einmal legen wir den Pfennig auf eine weiche Unterlage, am besten auf zwei gleich hohe Holzklöppchen, zwischen denen ein Spalt freigelassen wird, oder auch auf übereinander geschichtete Stücke von starker Pappe, die in gleicher Weise in Form zweier durch einen Spalt getrennter Stöße angeordnet werden; auch aneinandergelegte gleich hohe Bücher sind brauchbar. Nun muß man die Nähnadel derart in einen möglichst neuen Kortpfropfen hineinstecken, daß nur die Spitze, und zwar nicht allzu weit, hervorschaut. Dieses Hineinstecken einer Nadel in einen Kortpfropfen ist nicht ganz einfach. Es gelingt jedoch leicht, wenn man sie an dem Ende, an dem sich das Ohr befindet, glühend macht und wenn man sie dann, indem man sie mit einem Rängchen faßt, in noch glühendem Zustande in den Kort hineindrückt. Sie gleitet dann leicht in diesen hinein. Nun kann die Durchbohrung des Geldstückes losgehen. Zu diesem Zwecke stellt man die Spitze der Nadel auf das Geldstück und führt nun mittels eines ziemlich schweren Hammers einen raschen und kräftigen Schlag auf den Kort aus. Zum Erfahren aller, die zusehen, dringt die Nadel leicht und gewissermaßen selbstverständlich durch den Pfennig hindurch. Der Schlag muß, wie nochmals betont sei, rasch und kräftig geschehen, durch einen langsamen und schwachen Schlag würde nur ein Verbiegen der Nadel herbeigeführt werden. Die Erklärung dieses scheinbar unerklärlichen Kunststückes ergibt sich für den von selbst, der das physikalische Gesetz von der Trägheit beherrscht. Die Kupfermünze übt gegen die über ihr befindliche Nadel einen Widerstand aus, der das Eindringen verhindert. Schlägt man langsam auf den Kort, so hat dieser Widerstand Zeit, sich über alle einzelnen Teile der Nadel zu verbreiten, wodurch ein Verbiegen herbeigeführt wird, weil die einzelnen Nadelteile zum Ausweichen gebracht werden. Bei einem raschen Schlage hingegen wird die Trägheit der Masse und damit des Widerstandes überwunden. Der Nadel wird durch den raschen und schnellen Schlag eine derart rasche Bewegung erteilt, daß ihre Masse infolge der ihr innewohnenden Trägheit die gleichsam entgegengerichtete Bewegung des Widerstandes nicht aufzunehmen und nicht fortzupflanzen vermag. Der Widerstand kommt also in der Nadel nicht zur Geltung, und diese fährt glatt und unbogen durch das Geldstück hindurch. Auf der gleichen Tatsache beruhen noch andere merkwürdige Erscheinungen, vor allem z. B. die, daß man ein Talglicht, das doch gewiß weich und biegsam ist, mit Hilfe eines Gewehrs durch ein Brett hindurchzuschießen vermag, sofern man den Schuß nur aus genügender Nähe abgibt.



verbreiten, wodurch ein Verbiegen herbeigeführt wird, weil die einzelnen Nadelteile zum Ausweichen gebracht werden. Bei einem raschen Schlage hingegen wird die Trägheit der Masse und damit des Widerstandes überwunden. Der Nadel wird durch den raschen und schnellen Schlag eine derart rasche Bewegung erteilt, daß ihre Masse infolge der ihr innewohnenden Trägheit die gleichsam entgegengerichtete Bewegung des Widerstandes nicht aufzunehmen und nicht fortzupflanzen vermag. Der Widerstand kommt also in der Nadel nicht zur Geltung, und diese fährt glatt und unbogen durch das Geldstück hindurch. Auf der gleichen Tatsache beruhen noch andere merkwürdige Erscheinungen, vor allem z. B. die, daß man ein Talglicht, das doch gewiß weich und biegsam ist, mit Hilfe eines Gewehrs durch ein Brett hindurchzuschießen vermag, sofern man den Schuß nur aus genügender Nähe abgibt.

Begierbild.



Wo ist der Apfelbloss?

Zu viel verlangt. Prinzipal (zum Kontoristen): „Als ich so alt war wie Sie, habe ich nicht nur den ganzen Tag fleißig im Geschäft gearbeitet, sondern auch bei Nacht vom Geschäft geträumt.“ — Kontorist: „Aber, Herr Chef, Sie können doch nicht verlangen, daß ich für zwanzig Gulden Monatsgehalt auch noch vom Geschäft träumen soll.“

Bescheidener Wunsch. Bei den Jagdpartien Ludwig XV. wurden jedesmal fünfzig Flaschen Burgunder mitgenommen. Der König pflegte selten zu trinken, die übrigen Jagdgenossen ließen sich daher den Wein immer im voraus trefflich schmecken. — Einst aber begehrte der König auf einmal zu trinken, und die Flaschen waren schon leer. Man zittert, doch gelassen sagte der König: „Nehmet künftig lieber einundfünfzig Flaschen, damit ich im Notfalle doch auch einmal trinken kann.“

Von den Hüten. Der älteste Filzhut, von welchem man in Frankreich Nachricht hat, ist der, welchen König Karl VII. (1422–1461) bei seinem Einzuge in Rouen trug. Im 16. Jahrhundert wurden die schwarzen Hüte Mode. Kaiser Karl V. trug einen kleinen, mit Samt überzogenen Hut, den er bei der Musterung seiner Armee im Jahre 1507, als es eben zu regnen anfang, sorgfältig abnahm, damit er nicht naß werde. Die ältesten Hüte waren rund und nicht aufgestreift, da aber die herunterhängende Krempe im Kriege beim Gebrauche des Gewehrs und dem Granatenwerfen unbequem war, so wurde der Hut zuerst zwei-, und dann dreimal aufgeschlagen.

Gemeinnütziges

Eine gute Rasiermesserpaste, die nur ganz dünn auf den Streichriemen gestrichen werden darf, besteht aus zwei Teilen feingeschlammten Schmirgel und einem Teile Lanolin.

Gänse sollten nur in der warmen Jahreszeit gerupft werden, und es dürfen ihnen auch nur die ganz reifen Federn genommen werden. Während der Lege- und Mastzeit rupft man überhaupt nicht. Am besten geschieht es knapp vor der Mauser.

Das Auslichten zu dichter Spaliere erfolgt mit Vorteil im Sommer; man sieht eher, was als überflüssig entfernt werden kann und hat Gewähr für flotte Verheilung der Schnittwunden. Das Verstreichen mit Baumwachs sollte an nach oben gerichteten Schnittwunden erfolgen.

Das kalte Fußbad ruft bei empfindlichen Leuten leicht Schnupfen und andere Erkältungserscheinungen hervor. Dieses Unangenehme läßt sich vermeiden, wenn die Füße beim Baden und nachher kräftig gerieben werden. Die Dauer des kalten Fußbades betrage nicht über drei Minuten.

Scharade.

Ich „er“ zu mir gekommen,
Werd ich von ihm genommen
War oft mit einem Streiche
Aus meinem nassen Reiche.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogryphs: Gemach, gemacht. — Der Scharade: Wetter, Glas, Wetterglas

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.